

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 34 (1944)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Geneviève Crispin [Fortsetzung]  
**Autor:** Erismann, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636704>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# GENEVIEVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von A. Erismann

## 3. FORTSETZUNG

„Oh nein, ich habe anderes zu tun, als Kinder zu hüten. Ich habe meine chemischen Studien, die mich ganz in Anspruch nehmen.“

Geneviève war etwas verwirrt. Dann kam Toto herein. Er hieß Sylvain Rivière, genannt Toto im intimen Kreis. Ein Herr mit ängstlichen Zügen, dessen Gesicht von einem Halstuch halb versteckt war. Seine Aufmachung war sehr modern. Seine Nase gross, die Augen klein und das Haar schon stark gelichtet. Als Martine ihn vorstellte, streckte er den Kopf auf ganz komische Weise vor. Die Kinder umringten ihn. „Du kommst mit uns, Toto, nicht wahr?“

„Es fällt mir nicht ein, mich auf der Strasse mit einem Neffen herumzuschleppen. Ueberdies habe ich den Schnupfen. Wo ist Patrice? Er muss mir Pastillen geben, ich kann so nicht ins Büro gehen.“

Madame Belley und ihre Tochter waren in das Auslesen von Stoffmustern vertieft, sie beachteten ihn gar nicht.

„Ich hole dir deine Pastillen, Toto.“ Damit sprang Monika hinaus, kam aber im Augenblick wieder. „Papa bringt sie dir.“

„Toto erfindet einen Schnupfen“, erklärte Martine. „Er bekommt ihn durch Autosuggestion. Stundenlang bildet er sich ein, er werde einen Schnupfen kriegen, bis er schliesslich niesen muss. Er ist total verrückt.“

„Aber nein doch, meine Liebe, ich hatte gestern kalte Füsse, als ich auf den Autobus warten musste. Warum gibst du mir keine Medikamente? Ihr habt ja genug in eurem Laboratorium.“

Madame Belley betrachtete ihren Schwiegersohn. „Nimm doch das Halstuch weg, sonst wirst du wirklich frieren, wenn du an die frische Luft kommst.“

Geneviève hatte sich gegen das Fenster zurückgezogen. Sie traute sich nicht, jetzt die Kinder hinwegzuführen. Diese spielten, indem sie sich hinter den Grossen versteckten. Geneviève dachte an den Garten zuhause. Sie hörte die Gespräche kaum. Am liebsten hätte sie sich verkrochen.

Bis jetzt hatte sie in verschiedenen Häusern Privatstunden gegeben. Da war sie jeweilen erwartet worden, hatte sich hingesetzt, ihre Uhr vor sich auf den Tisch gelegt und die Arbeit begonnen. Hier bestand ihre Arbeit darin, dass sie jetzt die Kinder spazieren führen musste, noch bevor sie ihren Koffer auspacken konnte. Wenn sie ihre Privatstunden gegeben hatte, war sie wieder sich selbst gewesen.

Hier aber war sie schon in der ersten Minute in den Familienkreis einbezogen. Man verfügte über sie, ohne irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Sie stand als Fremde da, wurde aber nicht beachtet, die Diskussionen wurden weiter geführt, als ob sie nicht da wäre. Geneviève war so ängstlich verschlossen, dass sie auch in keiner Weise verlangte, in die Intimität der Fremden hineingezogen zu werden. Es war ihr peinlich, dass die Familie sich so ungehemmt aussprach in ihrer Gegenwart. Ihre Gedanken waren anderswo. Erst die zum Diskant erhobene Stimme der Frau Belley rief sie in die Gegenwart zurück.

**Wenn Bech, dann Casino!**

„Jedesmal, wenn Toto dich um eine Spezialität bittet, gibst du ihm etwas anderes.“

„Aber es sind die gleichen Bestandteile in beiden Arten vorhanden. Es wird ihm nicht schaden, du brauchst dich nicht zu ängstigen.“

Geneviève erblickte erst jetzt den Doktor. Er antwortete seiner Schwester. Es lag ein wenig Spott in seiner Stimme. Er schien noch einmal so gross als Martine, wenn diese auch von hohen Absätzen herab wie ein zorniger Hahn auf ihn einredete.

Sylvain Rivière, genannt Toto, sah Geneviève an und hustete verlegen.

„Gib ihm doch ein Zugpflaster“, meinte Frau Belley.

Sylvain hustete stärker.

Nun wurde der Doktor ernsthaft. „Wo fehlt es eigentlich, Sylvain? Hast du dich ernstlich erkältet?“

Jetzt machte sich Geneviève bemerkbar.

„Wie, Fräulein, Sie sind noch da? Ich glaubte Sie schon unterwegs mit den Kindern.“

„Ich weiss leider nicht wo sie sind.“

„Sie hätten sie eben wegführen sollen. — Kommen Sie, ich denke, dass wir sie in der Küche finden. — Ah, Patrice, du kennst Fräulein Crispin noch nicht. Sie wird bei uns Miss Gladys ersetzen.“

Geneviève verneigte sich schüchtern. Der Doktor streckte ihr die Hand entgegen. „Ich habe viel Gutes über Ihre Schwester gehört. Man schlägt sich um sie in der Klinik, in der auch ich ab und zu zu operieren habe. Ich hoffe, Sie werden mit den Kindern fertig werden. Sie sind noch ein wenig ungezogen.“

Madame Belley und ihre Tochter, selbst Sylvain protestierten, und Geneviève machte höflich eine abwehrende Gebärde. Sie fühlte den Blick des Arztes auf sich. Sie hatte das bestimmte Gefühl, dass sie ihm gar nicht gefiel mit ihrer ungesunden Gesichtsfarbe und der lässigen Haltung. Er hatte sie sich gewiss rund und rosig vorgestellt wie Denise.

Martine rief die Kleinen, und Geneviève ging mit ihnen bis zum Boulevard Arago. Monika und Noel eröffneten den Zug, und Geneviève folgte mit der kleinen Josette an der Hand. Keines sprach ein Wort. Sie glichen einer Reisegesellschaft, die von einer Agentur zusammengestellt war.

Die Gegenwart der Fremden verwirrte die Grösseren und schüchterte die Kleine ein. Hie und da drehte Noel sich um und sah verwundert auf das ernste Gesicht mit den grauen Augen. Er vermisste die hübsche Miss Gladys, die immer zum Lachen aufgelegt war.

Geneviève aber dachte an ihr Haus, an den letzten Spaziergang, den sie durch den Garten gemacht hatte. Sie glaubte noch den feuchten Geruch zu spüren, den die herbstliche Erde ausströmte. Und sie sah wieder den Wagen sich entfernen mit all den Dingen, die ihr lieb waren.

Der kleinen Josette wurde das Schweigen schliesslich zu dumm. „Siehst du, das ist der Garten, den man von unserem Esszimmer aus sieht.“

Geneviève sah mit etwas verträumten Lächeln über die Mauer in die Gärten des Observatoriums. Die Kleine fragte weiter: „Siehst du unsere Fenster?“ Das Kind hatte sein

Köpfchen gegen die neue Gouvernante erhoben. Sie streckte ihr vierjähriges Körperchen auf die Zehenspitzen. Die blonden Locken umrahmten das Gesichtchen mit den blauen Augen, in denen beständig die Bitte nach einem Lächeln lag.

„Ich sehe es sehr gut.“

Sie gingen über den Boulevard Arago. Noel hatte sich zu Josette gesellt, und Monika kam an Genevièves andere Seite. Das elfjährige Mädchen war gross, aber gut proportioniert. Die lebhaften blauen Augen lagen in einem Gesicht mit regelmässigen Zügen. Auch sie konnte nicht lange schweigen. Sie hörte Noel zu, der die tägliche Route beschrieb: „Beim Denkmal des belgischen Löwen gehen wir durch die Denferstrasse, dann beim Maria-Theresia-Spital in den Boulevard Port-Royal und wieder nach Hause.“

Genevièves blieb einsilbig. Das Quartier stimmte sie traurig. Sie schrak auf, als Monika plötzlich fragte: „Wie finden Sie Toto?“

„Aber ...“

„Sagen Sie, Fräulein, was denken Sie von Toto?“

Genevièves wollte berichtigen: „Euer Onkel Sylvain?“

„Wir sagen Toto und Martine, nicht Onkel und Tante, sie wollen es nicht“, erklärte Noel.

Monika wartete gespannt auf Genevièves Antwort.

„Er scheint sehr nett zu sein“, antwortete diese endlich.

Sie hatte den Mann in seinem grünen Halstuch und mit seinen pharmazeutischen Explikationen nicht recht beachtet.

„Papa findet, er sei ein Idiot.“

„Aber Noel, das darfst du nicht sagen. Gewiss wäre dein Papa nicht einverstanden, wenn er dich hören würde. — Du musst die Füsse heben beim Laufen.“

Noel seufzte unzufrieden: „Toto ist nicht Arzt wie Papa. Miss Gladys meinte, er wäre zu dumm dazu. Als er vor fünf Jahren Martine geheiratet hat, machte er in Oel, jetzt in Fett.“

„Und Martine? Sie ist hübsch, nicht wahr. Sie wohnen nicht bei uns; aber sie kommen oft zum Essen. Toto sagt:

„Immer gegen Ende des Monats geht man zur Schwiegermutter. Warum sagt er das? Papa besucht alle Kranken, die in den Häusern dort unten wohnen. Miss Gladys sagt, Papa sei grossartig. — Sie gab uns immer Caramels und... sie hatte so schöne Kleider.“

Noel war aufgezogen, er hörte nicht auf zu plappern. Sein Geplauder ermüdete Genevièves, sie antwortete gar nicht darauf. Monika erzählte von ihren Freundinnen. Genevièves gab sich alle Mühe, dem Kinde ein wenig Interesse zu zeigen. Aber dieses fühlte bald, dass das neue Fräulein mit den Gedanken anderswo war, und schwieg. Auch Noel sagte nichts mehr. Josette war müde und liess sich schleppen. Weiter und weiter hätte Genevièves wandern mögen, die ganze Nacht hindurch, bis sie wieder ihr geliebtes Noisy-le-Roi erreicht hätte.

### 5. Kapitel.

Erst nach zehn Tagen kündigte Denise ihren Besuch an. Sie hatte telefoniert, um sich zu vergewissern, dass Genevièves sich frei machen könnte für ein paar Stunden. Um 5 Uhr wollte sie kommen. Genevièves flickte ihre Strümpfe während des Wartens. Es war ein Donnerstag, die Kinder assen bei Martine Rivière, die noch eine Freundin mit einem kleinen Mädchen dazu geladen hatte.

Genevièves Zimmer ging auf die Gärten des Observatoriums hinaus. Sie hatte die straff gespannten Vorhänge zurückgezogen und mit einer Kordel gebunden. Der schöne Baum vor dem Fenster hatte zwar keine Blätter mehr, aber es war doch besser als die Aussicht aus den andern Räumen, die auf die Strasse hinaus gingen. Madame Belley zog diese Aussicht aber vor. Durch ein kleines Toilettenzimmer kam man aus Genevièves ins Kinderzimmer.

Nach dem Wunsch des Doktors machten die beiden grösseren Kinder ihre Aufgaben im Esszimmer. Josette schleppete auch ihre Spielsachen dorthin. Diese „Spielsachen“ gaben zu vielen unangenehmen Auftritten Anlass. Einerseits ärgerte sich die Grossmutter, wenn sie unverhofft

BERNER WOCHE  
Almanach



### Zweimal Pfadfinder

Pfadfinder! Wer kennt sie nicht, diese flotten und ordnungsliebenden Burschen und Jünglinge, die nicht nur Sport und Spiel treiben, sondern auch bei Wohltätigkeitsanlässen und andern Aktionen immer wieder hilfsbereit da-stehen. — Richtig verstanden hat das Wort Pfad-finder gerade in der jetzigen Zeit an Bedeutung stark gewonnen, sind es doch Menschen, die trotz aller Verworen- und Dunkelheit den Pfad noch finden. Es gibt aber auch Pfadfinder, die schlagen wohl denselben Weg ein, verfolgen aber ein anderes Ziel, welches lautet: «Pfadfinder» im Einsatz für die nachkommenden Bomber. Sie sind die drohenden Vorhuten eines in Gang geleiteten Nachluftangriffs und binn wenigen Minuten, wenn diese «Kometenflugzeuge» das Ziel erreicht haben, schwebt ein Muster von weissen, gelben, roten und grünen Lichtern in der Luft, das sogar die Sterne überstrahlt. Kilo-

meterweit wird dadurch die Stadt oder das Land in ein geisterhaft schimmern-des Licht getaucht, um das Terrain für die Bomber vorzubereiten. Beim Beginn der ersten Phase fällt ein Regen von Leuchtkugeln aus dem ersten Pfad-finderflugzeug. Ihre Zündung ist so berechnet, dass sie in einer bestimmten Höhe platzen und so auf grosse Distanz sichtbar sind. Während diese ersten Wegzeichen für die anfliegenden Bomber noch sichtbar sind, werfen andere «Pfadfinder» Leuchtbomben ab, in deren Licht — es kann mit seiner Leuchtkraft furchterregend aussehen, wenn es vom Boden aus in seinem langsam fallen, lösen in diesem Zeitpunkt wiederum «Pfadfinder» einen hellen Blitz, einer nach dem andern aus, ähnlich einem photographischen Blitzlicht, und den in diesem Moment im Angriff befindlichen Bombern bereitet sich ein scheinbares Durcheinander von zahlreichen farbigen Fulminaten, die das Ziel bezeichnen. Abermals werden jetzt weitere Leuchtbomben abgeworfen, die den bereits schwelenden Regenbogen plötzlich mit starken Lichtern durchsetzen und die Ziel-

bezeichnung noch verstärken. Das sind die sogenannten «Bullaugebombe», die als endgültige Bezeichnung über dem Zentrum des Ziels abgeworfen werden, das Ziel, das nun die Bomber zu vernichten haben. Wenn die Ziele wegen Wolken oder Nebel aus der Angriffshöhe nicht sichtbar sind, bedienen sich die «Pfadfinder» einer besondern Methode, wozu wieder viele Farbkombinationen benutzt werden. Oft sind die Leuchtkugeln grün und stossen in regelmässigen Zeitabständen rote Sterne aus. Bei andern Angriffen sind die Leuchtkugeln rot und stossen weisse Sterne aus. Diese Technik heisst also, dass das Ziel statt am Boden, wo es für die Bomber nicht sichtbar wäre, auf den darüberliegenden Wolken bezeichnet wird. So arbeitet der «moderne Pfadfinder». Die Pfadfindergruppen bilden im gesamten Bomberpersonal einen relativ kleinen Teil, sie gehören aber zu den erfahrendsten und tüchtigsten Piloten, die eben durch Dick und Dünn den Pfad finden. Auf ihren Uniformen tragen sie den Goldenen Adler, das heisst genug in der RAF. — Pfadfinder, wie erinnere ich mich noch an fröhliche und romantische Stunden während der Bubenzeit in Wäldern und Feldern... jetzt sind sie über rauchenden und brennenden Städten.

Ti.

ins Zimmer kam und alles herumlag, anderseits aber war sie es, die den Kindern ihre Meccanos und Puppen holte, wenn sie die kleine Gesellschaft aus dem Wege haben wollte.

„Eine verschrobene Dame“, dachte Geneviève, welche nicht mehr wusste, was sie verbieten und was sie erlauben durfte.

Sie beugte sich über ihre Flickerei. „Fräulein, ich möchte gerne auf der Maschine etwas an Monikas Kleid nähen.“

Mit diesen Worten war das Zimmermädchen eingetreten. Die Nähmaschine war in Genevièves Zimmer untergebracht, ebenso der Wäscheschrank. Es war ihr nicht angenehm: aber in ihrer Schüchternheit wagte sie nichts dagegen einzuwenden. Heute war ihr freier Nachmittag, und sie wäre so gerne ungestört geblieben. Miss Gladys hatte die Maschine

ins Esszimmer verbannt, und wenn sie ausging, hatte sie ihr Zimmer abgeschlossen.

Das Zimmermädchen hatte sie besser leiden gemocht als die neue Gouvernante, die so unnahbar war. Als Geneviève die Glocke hörte, sprang sie auf, um zu öffnen. Als die Schwestern dann ins Zimmer traten, zog sich Alice seufzend zurück. Denise war in ihrer Schwesterntracht. Der blaue Schleier kleidete sie gut, ihr Gesicht hatte einen frohen Ausdruck.

„Und? Gefällt es dir hier? — Es scheint ja klein, aber hübsch. Das Vestibül ist schön, die Wohnung scheint komfortabel.“

„Mein Fenster geht wenigstens auf einen Garten, du kannst es jetzt nicht mehr sehen, es ist zu dunkel.“

„Desto besser. Dann ist also alles in Ordnung?“

(Fortsetzung folgt)

## Von der Erziehung und von der Schule

*Sollen wir unsere Kinder in die Privatschule schicken?*

In weiten Kreisen der Oeffentlichkeit, aber auch bei den Behörden und bei der Lehrerschaft der öffentlichen Schule stösst man immer wieder auf die Ansicht, Staatsschule — also öffentliche Schule — und Privatschule seien so etwas wie ein Gegensatz und Staatsschule und Privatschule müssten ganz zwangsläufig Konkurrenzunternehmen sein. Gelegentlich auch wird die Meinung geäusserst, die Privatschule sei eine Standesschule, denn es sei ja nur gut situierten Eltern möglich, ihre Kinder in eine Privatschule zu schicken. Und endlich wird da und dort vertreten, die Schüler und Schülerinnen einer Privatschule seien in bezug auf Intelligenz und Begabung einfach zweiten Ranges und ihnen sei daher der Besuch der öffentlichen Schule nicht möglich gewesen. Gründe genug, um die Privatschule in den Augen vieler herabzumindern!

Mag sein: In die Privatschule flüchten sich zahlreiche Schüler und Schülerinnen, die aus irgend einem Grunde in der öffentlichen Schule — besonders in untern und obern Mittelschulen — versagten. Mag sein, dass deswegen und auch wegen der Abhängigkeit, in der sich die Privatschule von der Zahl ihrer Schüler befindet, sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die in der Staatsschule weniger deutlich zutage treten. Mag es endlich stimmen, dass der Existenz der Privatschule irgendwie etwas Undemokratisches anhaftet: «Der Herr soll bei den Bauern sitzen!»

Demgegenüber kann aber ebensogut behauptet werden, gerade, dass bei uns Privatschulen bestehen können, sei eine Ausserung demokratischer Denkweise. Jedem stehe es frei, seine Kinder schulen zu lassen, wo und wie es ihm recht dünke. Dies gilt nun vor allem für alle die Privatschulen, die eine bestimmte Gesinnung vertreten, also z. B. konfessionell gerichtet sind. Jedenfalls müssen wir wohl unterscheiden zwischen solch privaten *Gesinnungsschulen* und Privatschulen, die sich *ganz besonderen Zielen widmen*. So erfüllen die Privatschulen oft eine pädagogische Aufgabe, welcher die Staatsschule nicht gerecht werden kann, weil sie einmal durch verbindliche Lehrziele gebunden ist und gerade deshalb nicht, weil sie als öffentliche Schule möglichst all ihren Schülern und Schülerinnen gerecht werden muss.

Es ist eine vor allem den Lehrern aber auch allen anderen, an der Erziehung interessierten Kreisen wohl bekannte Tatsache, dass es Kinder gibt, deren geistige Entwicklung nicht Schritt hält mit der körperlichen. Sie sind zwar nicht unbegabt, ja, der sie untersuchende Psychologe findet sogar, ihre Intelligenz sei durchaus normal. Aber sie stehen ihren Altersgenossen dennoch nach, sie begreifen nur langsam und sind z. B. für den Besuch einer öffentlichen Sekundarschule ungeeignet. Sie könnten dem Unterricht einer solchen nicht folgen und müssten, dort aufgenommen, die Schule über kurz oder lang wieder verlassen. Denn die öffentliche Schule, besonders die Mittelschule, muss ihre Schüler alle so weit fördern, dass sie am Ende eines Schuljahres in die folgende Klasse überreten können. Hier stellt sich für die Eltern die Frage: Primarschule oder Privatschule? Gegen den Besuch der Primarschule spricht, dass es dort dem Kinde ähnlich ergehen könnte wie in der Sekundarschule, dass es auch dort den Anforderungen nicht zu folgen imstande ist und auch dort entsprechend seiner langsamem Entwicklung bald einmal versagen wird. Hier kann und will die Privatschule einspringen: sie kann und will der langsamem Entwicklung Rechnung tragen, kann und will Rücksicht nehmen

auf die Schwierigkeiten, die beim Unterricht derartiger Schüler auftreten. Es ist dann durchaus keine Seltenheit, dass solch «langsame» Kinder im Laufe der Zeit «den Knopf aufturn» und zu normal sich entwickelnden Schülern werden, die nun auch dem Unterricht einer öffentlichen Schule zu folgen vermöchten.

Nicht selten sehen sich Eltern veranlasst, ihre Kinder einer Privatschule anzuvertrauen, um sie auf den Eintritt in eine untere oder obere Mittelschule vorbereiten zu lassen. An der Bedeutung gemessen, die man allgemein dem Besuch mindestens einer Sekundarschule gibt, muss das Bestreben der Eltern, ihren Kindern einen möglichst guten Schulsack ins Leben mitzugeben, sicher lobend anerkannt werden. Dem gegenüber aber steht die Ueberschätzung des Schulwissens und die Tatsache, dass eine ohne allzu grosse Mühe durchlaufene Primarschule dem Kinde wesentlich mehr und besseres bietet als die Sekundarschule, deren Unterricht es nur unter grösster Anstrengung zu folgen vermag, wo es sich stets unter dem Letzten der Klasse findet und vielleicht nur unter Zuhilfenahme von Privatstunden zu behaupten vermag. Eltern sollten es sich also wohl überlegen, bevor sie ihr Kind in eine Privatschule schicken mit dem Ziele, es nachher in eine Mittelschule überreten zu lassen.

Durchaus anders verhält es sich mit der konfessionell gerichteten Privatschule und auch die Privatschulen im Sinne der Landeserziehungsheime, in denen die Schüler nicht nur den Unterricht besuchen, sondern wohnen und auch erzogen werden, nehmen eine andere Stellung ein. Hier sind dann oft Gründe für die Entscheidung der Frage «öffentliche oder Privatschule?» massgebend, die in der Familie, also durch äussere Verhältnisse des Kindes bedingt sind.

Endlich kann hingewiesen werden auf die sogenannten «schwierigen» Schüler: z. B. verschlossene, liederliche, faule, trotzige Schüler. Auch für sie kann eine Privatschule, sofern sie sich durch ihre Organisation eignet, am Platze sein.

So darf denn die Privatschule in vielen Hinsichten als Ergänzung der öffentlichen Schule betrachtet werden. Sie kann dort Gutes wirken, wo die Staatsschule, infolge ihrer ihr von der Oeffentlichkeit auferlegten Pflichten, eine Bildungs- oder Erziehungsaufgabe nicht zu übernehmen vermag.

Allerdings drängt sich einem bei all diesen Ueberlegungen die Frage auf, ob nicht die Existenz der Privatschulen eine Lücke in unserem öffentlichen Bildungswesen aufdeckte, und diese Frage kann jedenfalls nicht ohne weiteres verneint werden. Damit aber die öffentliche Schule all den Sonderaufgaben gerecht werden könnte, die schwierige Schüler, langsame Entwicklung und besonders geartete Kinder an Unterricht und Erziehung stellen, müsste sie in verschiedener Hinsicht ausgebaut werden. Kleinere Schülerzahlen und Sonderklassen für all diejenigen Schüler, die dem Unterricht nicht gewachsen sind, wären wohl die Minimalforderungen, die zu erfüllen wären.

Unsere Frage aber: «Sollen wir unsere Schüler in die Privatschule schicken?», kann weder mit einem einfachen «Ja» noch mit einem entschiedenen «Nein» beantwortet werden. Wo es möglich ist, die Kinder in der öffentlichen Schule — Primar- oder Sekundarschule unterrichten zu lassen, wird man dies sicher mit Vorteil tun. Wenn aber ein Kind irgendwelche Besonderheiten aufweist, wegen denen man befürchten müsste, der Besuch der Staatsschule würde gefährdet, ziehe man die Möglichkeiten einer geeigneten Privatschule mindestens in Erwägung. Letzten Endes muss die Sorge um das Kind den Ausschlag bei der Beantwortung der gestellten Frage geben. Darüber, dass dies vielfach der Fall ist, wollen wir uns freuen!

**Corsets L. Müller, Bern** Spitalgasse 14, 3. Stock  
Telephon 3 20 55

-e-